


Worte.



GEDANKEN.

Worte können Welten verändern.

Worte können Welten schaffen;

doch ohne deine Güte,

haben meine Worte keine Wirkung,

und verschallen im Nebel der Zeit.



Ki-da Rilke.

Ein Wein, ein paar Songs, “Ki-da Rilke“ von Sung Hwan Kim.
Let the remixes begin.

nimm, was du willst
von dem ich nicht weiß
dass es mein

du siehst wie eine landschaft aus
küsten
streifen
an uns vorbei

im kreis, die blicke müd geworden
ein tanz nur um keine mitte
mir ist, als war ich hier zuvor

es ist, als müsste alles
dieses einmalwiedersein

Mit leiser Stimme ihre Augen zugelesen.
Worte so klar wie aufgeräumte Träume,
Stundenwunden.



O du fröhliche.“

Stille Nacht, der Lärm der Flocken

Frisst sich durch die Winterwelt,

Dachlos dunkel, dünne Socken,

Keuchend flach ein Köter bellt.

Frauen kauern sinnverloren,

Starren wohin niemand weiß,

Hier wird heut' kein Kind geboren,

Kummernacht, es stinkt nach Schweiß.

Restfraß klebt an gelben Zähnen,

Stiehlt dem Kauen seinen Sinn,

Klimpergeld verloren wännen,

Schmerzlos sterben, immerhin.

Trister Traum von schicken Stuben,
Warmer Wind und Fleisches Duft,
Lächellippen draller Buben,
Irgendwo ein Glücksschwein ruft.

Rinnsteinmädchen, Straßenweiber,
Tütenheimat kälteschwer,
Mutgedanken wärmen Leiber,
"Im nächsten Leben werd' ich wer."

(2012) Tom van Orten, Berlin.

Alle Rechte vorbehalten. Text ist nicht zum Nachdruck oder
zur Vertonung freigegeben.



Twitter-Code oder die Matrix.

Ich lernte dich kennen. Ein kurzer Tweet, Zeichensprache. Nullen und Einsen. Eine Synapse wurde geboren. Ein zweiter Tweet, ich stutzte, ein vierter, fünfter, sechster. Belanglos? Nein.

Austausch von Interessen, Entdeckung von Gemeinsamkeiten. Nullen und Einsen die plötzlich Emotionen transportierten - unmerklich.

Gesprächs-Pingpong das Lachen erzeugte. Die Synapse wuchs, verzweigte sich, dockte an bereits vorhandene an. Das Interesse an der

Datenleitung hin zu einer ganz bestimmten Adresse wuchs und machte sich an einem Bild -einem Ava- fest. Emotionen waren geboren, der

Mensch dahinter wurde gesucht. Alltag vergessen. Weitere

Gemeinsamkeiten wurden gefunden, die Sprache wurde vertrauter. Und dann, ein Missverständnis - entfolgt. Schulterzucken mit einem Hauch

von Wehmut. Zurückentfolgt? Fehlanzeige - Frau hat ja ihren Stolz. Die Twitter-Matrix kennt kein wirkliches "Weg sein". Sie hält die

Verbindung aufrecht.

Das Missverständnis wurde aufgeklärt, die Verbindung stand wieder. Die Neugierde war grösser. Die Sprache wurde vertrauter, fast zärtlich. Der Wunsch aus der digitalen, in die analoge Welt einzutreten wurde stärker.

Die Zeit verging. Die Gespräche reizten das DM-Limit mehrfach aus. Dann das Outing. Eine Mail mit dem Geständnis der Zuneigung über die Grenzen des virtuellen hinaus. Es musste sein. Damit dem Ganzen ein Ende zu setzen war der einzige Wunsch. Eine sachliche Ebene finden, weg von der emotionalen, aber nicht von sich aus. Die andere Seite sollte den Job erledigen. Weit gefehlt.

Gegenseitige Zuneigungsbekennnisse verschärften die Situation. Die Matrix hatte uns fest im Griff. Virtuelle Emotionen - ohne Zukunft. Feigheit ist eine menschliche Emotion. Die Matrix kennt Sie nicht.

Wochen, Monate vergingen. Die Matrix zog alle Register. Reden, plaudern, schweigen, lachen, träumen, phantasieren. Das Programm funktionierte tadellos - fehlerfrei. Bis zu dem Zeitpunkt, wo der Mensch die Kontrolle übernahm. Ich reiste spontan an seinen Wohnort - ich wollte es wissen, 'Real live'. Die andere Seite zog sich, in einer Schockstarre verharrend, zurück. Die Matrix kennt keine Spontanität, keine Unsicherheit und kein Unterbewusstsein. Ihre Perfektion liegt in der Berechenbarkeit ihres Programmcodes.

Spontanität ist unberechenbar.

Ich blieb hartnäckig - eine menschliche Eigenschaft. Ich liess meine Persönlichkeit nicht in einen Code pressen. Ich nutzte das System aus - zog alle Emotionsregister welche ausserhalb des Programmcodes existierten. Mein menschlicher Wille war stärker - unberechenbar. Ein zweites Treffen wurde vereinbart - und fand statt.

Hat die Matrix funktioniert? Wurde der Programmcode fehlerfrei geschrieben? Rückblickend, ja. Ich habe einen lebenswürdigen, sensiblen und tiefsinnigen Menschen kennen gelernt. Wir haben philosophiert, gelacht, geschwiegen, Dinge erzählt und Dinge verschwiegen. Wir haben gekiffert und Sonnenuntergänge betrachtet. Eine Form der Freundschaft gegründet die die Matrix nicht kennt, aber dafür den Grundstein gelegt hat.

Bedanken werde ich bei ihr dafür nicht - ohne das 'Menschsein' wäre die Matrix nichts weiter als 0 und 1.



Die unglaublichen Abenteuer des Klaus F.

Es war ein ganz normaler Montagmorgen, als Klaus F. seine grundlos blauen Augen öffnete. Er hatte die Nacht nur kurz, aber dafür heftig geschlafen. Trotzdem schwang er sich mit die ihm zu eigenen flüssigen Bewegungen aus dem Bett, blickte etwas ernüchtert auf seine Bäume fallende Frau und verfügte sich ins Bad. Dort entleerte er mehr oder weniger genussvoll Darm und Blase, um sich dann seinen komplexen Reinigungsritualen hinzugeben. Anschliessend gönnte er sich in Boxershorts - obwohl Gewalt strikt ablehnend - zum Frühstück wegen latenten Eiweissmangels ein englisches Breakfast mit einem medium gebratenen Ei und einem halben Liter Buttermilch. Er zwängte sich in seine hautenge Designerjeans, schlüpfte in sein grünes Lakotz-Poloshirt und legte sein hahnentrittgemustertes Jacket an. Schwarze Sneakers aus handschuhweichem Leder komplettierten seine überaus geschmackvolle Ausstattung.

Nach Applikation von ca. 30ml Posession-Aftershave stieg er in seinen doch unmöglichen Toyota, um selbigen in Richtung seines Arbeitsplatzes, der verrufenen Fachschule für kranke Pfleger und Schwestern zu steuern. Klaus F. war dort ein sich voll anstellender Lehrer.

Aus der bis zum Anschlag aufgedrehten Stereoanlage knallte der neueste Song der "Angelhearts". Klaus sang laut und Hals mit. Doch plötzlich wurde er von einem tomatenroten Fiat Phantera von der Straße gedrängt und zum Halten gezwungen. Zwei an den wichtigsten Stellen verummte Personen näherten sich seinem Wagen. Verzweifelt versuchte er, die Schlösser zu verriegeln. Doch zu spät!

Mit vorgehaltener, und trotzdem echt aussehender Pistole wurde er zum Aus- und dann Umsteigen gezwungen.

Mit einem schwarzen - und wie er schnell erkannte - gebrauchten Seidenslip wurden ihm seine stahlblauen Augen verbunden. Zwei Gestalten nahmen mit seinem Tuch Fühlung auf und dann setzte sich der Phantera mit unerwartet großer Geschwindigkeit in Bewegung.

"Wer seid ihr? Was wollt ihr von mir?" Schweigen. Er versuchte sich aus dem Klammergriff seiner gemischtgeschlechtlichen Begleiter zu befreien. "Wohin bringt ihr mich?" Als Antwort bekam er eine Faust an eine Stelle geschmettert, deren Existenz ihm bisher noch unbekannt war. Er sank dankbar in eine erlösende Ohnmacht.

Geweckt wurde er aus selbiger recht unsanft durch den Kontakt mit einer sehr kalten Flüssigkeit, die ihm ins Gesicht geschüttet wurde. "Verdammt! Wasser! Oh, wie das brennt!"

Da er mit beiden Armen am Stuhl, auf dem er saß, festgebunden war, konnte er sich das ätzende Nass nicht abwischen. "Ruiniert mir bestimmt meinen Teint. Ich lass doch sonst nur warmes Wasser und Chantree an meine zarte Haut!"

Wer konnte Interesse haben, dass er durch diese gezielte Verunstaltung seines Gesichtes arbeitslos würde? An seinem von allen als knackig bezeichneten Hinterteil verspürte er einen brennenden, ringförmigen Schmerz. Er saß auf einem Klostuhl! Sein Hintern passte so gerade eben nicht in die Öffnung. "Hoffentlich ist wenigstens ein Topf darunter", fuhr es ihm in den Sinn.

Er blickte um sich. Er befand sich offensichtlich in einem alten, vergammelten Kellerraum. In der Ecke stand eine sichtlich in die Jahre gekommene Waschmaschine, aus deren geöffneter Trommel eine ebenso lange wie rote Socke in einer obszönen Art und Weise hing. Ölig schillernde Pfützen zierten vereinzelt den grauen Betonboden. Die Luft war mehr als abgestanden. Durch ein mit Spinnweben übersätes Fenster sickerte diffuse Helligkeit. Hier schien schon seit langer Zeit keine Menschen- oder andere Seele mehr hergekommen zu sein.

Plötzlich öffnete sich laut knarrend eine Tür. Der Raum füllte sich überraschend schnell mit vermummten Gestalten und, wie unschwer zu erkennen, auch Gestaltinnen. Die größte unter ihnen, eine wahrer Riese von einem Mann, trat zu ihm und hielt ihm - kunstvoll mit drei Finger haltend - eine 38er Kill-insch-Automatik unter die Nase. "Riecht nach Friedhof, was? Endlich haben wir dich! Jetzt mußt du für alles büßen, was du uns drei Jahre lang vergeblich angetan hast!" Mit einer hämischen Geste wies er auf einen mitgebrachten Pflegewagen. Dort waren, natürlich in einem wirren Durcheinander, so ziemlich alle Utensilien aufgebahrt, die zur Durchführung der brotlosen Kunst der Krankenpflege gebraucht wurden.

Klaus F. erkannte im düsteren Zwielficht Rektalfingerlinge, Vernährungs sonden, Keimmalwaschlappen, traumatisierte Klemmen, Endlösungen zur Mundpflege, diversen Tupfer, Pinzetten, Scheren und Blasen katheter in allen Größen, Formen und Farben.

Da fiel es ihm wie Schuppen aus den Haaren! Er war in die sicherlich nicht vorschriftsmäßig desinfizierten Hände rachsüchtiger Krankenpflegeschüler gefallen!

Kalter Schweiß rann ihm zwischen die Grosszehen.

"Was wollt ihr mit dem ganzen Zeug?"

Einer der Vermummten gab Antwort: "Wir wollen diese Gegenstände an dir ausprobieren!"

"Was heißt ausprobieren? Ihr habt euch doch mit Pflegeartikeln noch nie ausprobiert. Seit drei Jahren versuche ich es verzweifelt, euch beizubringen."

"Ja. Und heute werden wir dir beweisen, dass wir bei dir wirklich nichts gelernt haben. Ein daumendicker Harnblasenkatheter mit Noppen baumelte provozierend vor seiner Nase.

"Alles, nur nicht den Katheter!" Mit schreckgeweiteten Augen zerrte Klaus F. wild an seinen Fesseln.

"Ruhig Blut, alter Mann! Der kommt erst ganz zum Schluss dran. Erst wird dir ein unelastischer Bindenverband angelegt!"

Kräftige Hände rollten seine Hosenbeine hoch, wohlgeformte Unterschenkel wurden freigelegt. "Doch nicht mit Mullbinden! Und dazu sind sie noch zu breit! Ihr habt ja gar nichts begriffen!"

"Dir wird das Spotten schon noch vergehen!" Hasserfüllt blickten ihn grausame Augen stechend an. "Ich werde eine Ganzkörperwaschung an dir vornehmen, die du den Rest deines Lebens nicht mehr vergessen wirst!"

Diese unverhohlene Drohung brachte Klaus F. schlagartig zum Verstummen. Das Grauen kroch ihm langsam den Rücken hoch. Dieser Schüler hatte bekanntermaßen immer sehr kalte Hände und er wusste zudem nie, wann er das Waschwasser korrekt zu wechseln hatte!

"Ja, erschrick nur! Aber du darfst noch mehr erleben!"

Hämisches Gelächter ertönte aus der Runde. "Wir haben dir eine Plastiktüte zum Reinhyperventilieren mitgebracht. Und mit diesem Giebelrohr werden wir deinen Totraum ausmessen. Dann werden zwei von uns versuchen, vor deinen Augen 100 Paar sterile Handschuhe korrekt anzuziehen."

"Nein! Gnade! Nicht die Handschuhnummer!"

"Dein Jammern wird dir nichts nützen. Es kommt noch viel besser. Wir werden dir beweisen, dass du als Lehrer völlig ungeeignet bist und dir deshalb alle unsere Klausuren zum Beantworten geben. Natürlich soll auch dein leibliches Wohl nicht zu kurz kommen. Wir werden dich mit einem Kilo absolut ungenießbaren Grießbrei füttern und dir dazu zwei Liter exquisitesten Kamillentee einflößen. Und damit dir dieses wohlschmeckende Mahl nicht zu sehr und zu lange im Magen liegt, wird unser Reurgitationsteam eine kleine Magenspülung bei dir vornehmen. Wir wünschen dazu ein erfolgreiches Erbrechen. Als krönenden Abschluss legen wir die dann ohne Narkose den schon gezeigten Katheter. Und weil du es bist, ersparen wir dir eine vorherige Desinfektion deiner übersichtlichen Genitalien. Und das Gleitmittel schmieren wir dir in die Haare."

"Genug mit dem Gerede. Es wird Zeit, dass wir ihn endlich fertig machen!"

Drohend näherte sich eine mit Klarsichtfolie fast unkenntlich gemachte Gestalt dem mittlerweile mehr als bedauernswerten Opfer. Klaus F. hing teilnahms und los in seinen Fesseln, sein Gehirn hatte in gewohnter Manier eine kurze Auszeit genommen.

"Bringt ihn wieder hoch!", befahl eine von Erregung zitternde Stimme.

Doch da wurde mit einem lauten Knall die Kellertüre aufgebrochen. Eine blendendweiss gekleidete Gestalt wirbelte in den Raum. Sie verteilte hier knallharte Faustschläge, trat dort gezielt mit Birkenstock beschuhten Füßen in sich anbietende Weich- und sonstige Teile. Innerhalb von Sekunden lagen die Peiniger laut stöhnend oder verstummt auf dem betonierten Fußboden. Und ehe sie sich versahen - denn schnelle Auffassungsgabe war noch nie ihre Stärke gewesen - hatte die Gestalt in weißer Pflegerkluft den Gefangenen samt Nachtstuhl entführt.

In rasender Fahrt ging es dahin. Klaus F. gelang es, einen kurzen Blick auf seinen unbekanntem Retter zu erhaschen. Auf seiner weißen Brust prangte scharlachrot ein seltsames Zeichen: #ff.

Er roch leicht nach Desinfektionsmittel, seine Hände steckten in gewiss nicht mehr sterilen Handschuhen. Von seinem Gesicht ging ein unirdisches Leuchten aus. Da sich die Geschwindigkeit des Fahrzeugs weiter steigerte, schwanden Klaus F.'s sowieso nur schwach ausgebildeten Sinne und er flüchtete sich erneut in eine gerade zur Verfügung stehende Ohnmacht.

Als er nach - wie es ihm schien - endlos langer Zeit wieder die Augen vorsichtig öffnete, befand er sich zu seiner großen Überraschung dahoam™ in seinem Bett. Nebenan schnarchte seine Frau wie immer unmelodisch, der Wecker zeigte exakt sieben Uhr. Seine übliche Zeit zum Aufstehen!

Gott sei Dank! Es war alles nur ein schrecklicher Alptraum gewesen! Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner spärlich behaarten Brust. Klaus F. stieg schlaftrunken aus seinem Bett, ging zwei Schritte, nur um dann mit lautem Getöse der Länge nach auf seine eigene Fresse zu fallen.

Abgrundtiefes Entsetzen stellte sich ein, als er sah, über was er linkisch, wie es nun mal seine Art ist, gestolpert war: Ein Krankenhausnachtstuhl!



Weggehauen.

Wir fahren durch die Welt wie mit dem Auto. Alles ist schnell und verwischt. Wir müssten anhalten, um Gesichter zu sehen. Was wir sehen, wenn wir innehalten, ist schön, vielleicht, aber vielleicht auch bitter und hart. Wir leben alles viel zu schnell.

Wir sitzen im Restaurant, Kollegen, und wollen über was Lustiges reden. Am liebsten über das Eine. Wer steht auf wen, wer ist geil, wer ist langweilig, wer treibt's mit wem, wer hat auf der Weihnachtsfeier mit wem rumgeknutscht, wer ist mit wem in wessen Büro erwischt worden, natürlich hat dabei äußerlich alles normal gewirkt, aber trotzdem, der Dings hat auch schon gesagt und – mal vom Job her gesehen: Der X und die Y haben doch kein einziges gemeinsames Projekt! Ach ja, lustig lustig gehen die 5-Tage-Wochen dahin und wir leben das Leben weg wie auf ex. Sag mal, du hast es doch auch mit der C. getrieben? Nein, der D. hat's mit ihr getrieben. Moment mal, ich dachte, der treibt's mit der E. Ja, hat er auch, aber sie hat's mit Weißtschon getrieben, also hat er's mit der C. getrieben. Komisch, ich hab nur gehört, dass die mit dem F. rummacht. Ja, rumgemacht hat sie, aber sie ham's nicht getrieben. Woher weißt du das? Naja, die G. und die H. kennen sich doch privat und da hat sie sich mal verplappert und dabei ist blablubb. Also, mir hat nur die Assistenz vom F. erzählt, und die muss es ja wissen, weil die hat's auch schon mit ihm getrieben, und jetzt ist sie sauer und deswegen.

Doch nicht heute. Denn es hat wieder wen weggehauen. „Weggehauen“ ist unser Wort für das Unausprechliche, Unerklärliche, das die Ursache ist, wenn wieder einmal ein Kollege, eine Kollegin verschwindet. Eines Tages einfach so. Schnell und ankündigungslos, so chirurgisch präzise, dass man den Schnitt nicht gleich bemerkt, und erst nach Tagen Wochen sieht, nanu, da ist jemand weg, den/ die Dings hab ich aber lang nicht mehr gesehen.

„Weggehauen“ heißt auch, es ist was Psychisches. Normal, wenn einer lang weg ist, werden in wildem Überbietungswettbewerb die Details des Motorradunfalls, Fahrradunfalls, Hausunfalls, Rückenproblems ausgebreitet, diskutiert und breitgequatscht. Man erfährt jedes medizinische Detail, man erfährt sofort, wer letztes Jahr, vorletztes Jahr, irgendwann mal – in der Buchhaltung, in der Familie, unter beliebten Schauspielern – das Gleiche, was Ähnliches oder was viel viel Schlimmeres gehabt hat. Das ist, wenn was Normales ist. Ohne nachzudenken und ohne schlechtes Gewissen kann man sich darüber unterhalten, lustig und unterhaltsam unterhalten, Witze machen, Blödsinn, Quatsch.

Doch nicht, wenn's wen weggehauen hat. Das ist nicht lustig. Es ist unheimlich. Man weiß inzwischen, dass es das gibt, Burnout, Magersucht, Alkoholismus, Angst, Depression. Die Weltgesundheitsorganisation vergibt Nummern. „Die Medien“ legen sich Geschichten zurecht. Es gibt zwei. a) Schrecklich schrecklich, schlimm schlimm! b) Ein Familiendrama, Tote, warum nur, warum? Das Verrückte wird konsumfertig zubereitet und langsam in den Alltag eingespeist. Dennoch – es bleibt unvorstellbar, unnachvollziehbar und befremdlich. Der Mehltau des Verrücktseins legt sich auf das innere Bild des psychisch Kranken. Nur noch flüsternd redet man über ihn oder sie. Statt Details und Anekdoten gibt's vertraulich ausgetauschte Mutmaßungen. Und während sich bei anderen Krankheiten jeder irgendwo auch erleichtert zeigt, dass es ihn nicht erwischt hat, denn jeder weiß, upps! das hätte mir auch passieren können, regiert angesichts der psychischen Erkrankung Unsicherheit, Ratlosigkeit und die aus dem Nichtwissen gespeiste Überlegung, was der oder die wohl für "Probleme" gehabt haben mag, die ihn oder sie vermutlich unausweichlich in die Krankheit getrieben haben.

Wer eine kaputte Schulter hat, ist krank – wer Depression hat, hat "Probleme".

Besonders unvorstellbar für eine der Machbarkeit verpflichtete Kultur, ist der Kontrollverlust. Bei körperlichen Krankheiten gibt's den nicht. Körperliche Krankheiten sind ein mechanisches Problem. Die Werte stimmen nicht und müssen neu eingestellt werden. Bring den Wagen in die Werkstatt, er macht ein komisches Geräusch. Ein Abflussrohr und eine Arterie – im Prinzip sind sie gleich. Die psychische Krankheit ist anders. Sie ist sinnlos und unverständlich wie Gottes Ratschluss, die Naturkatastrophe oder der Softwarefehler, dessen Ursache die IT nicht entdeckt. Bring Mutti zum Arzt, sie redet so komisch. So geht das nicht. Kein Notdienst mit 24-Stunden-Service, der die Sache mal eben repariert. Keine gelben Engel. Kein easy way out. Kontrollverlust ist das eigentlich Beängstigende. Wir hatten eine Assistentin, Viktoria, mit der ich mich „danach“ über ihre Probleme unterhalten hab. Ich weiß nicht, warum. Aus menschlichem Interesse? Oder weil ich mir früher oft gewünscht habe, es mit ihr zu treiben? (es ist nicht dazu gekommen) Oder aus ängstlichem Interesse, um zu erfahren, was mir blüht, wenn es mich einmal erwischt? Keine Ahnung. Ich will's auch nicht wissen. Kontrollverlust muss schrecklich sein. Ich kann nicht beurteilen, wie's anderen geht, ich finde psychische Krankheiten ab-turnend. Mein früheres Interesse war weg. Viktoria war noch genauso frech, verschmitzt, niedlich, gutaussehend und resolut – aber eben nicht mehr attraktiv. Angst vor Ansteckung? Sie hat Dinge getan, von denen sie weder vorher gedacht hätte, noch im Nachhinein verstehen kann, dass sie sie getan hat. Sie MUSSTE sie tun. Sie konnte nicht anders. Die meisten kennen das nur aus dem Film. Die Aliens, die Drogen, die Dämonen aus der Vergangenheit oder aus dem Untergrund in irgendeinem Gruselfilm erobern irgendjemand's Geist. Und dann geht es ihm genauso und er tut Dinge, die er nie wollte, die er aber nun tun MUSS. Am Ende des Films ist er tot. Als wär nichts gewesen, mache ich immer noch die alten Späße mit Viktoria. Ich hab gehört, die Hölle ist endlich zugefroren, was meinen Sie, wie sieht's aus? – Sie Träumer, wovon reden Sie? Hat Ihre Mami Sie nicht aufgeklärt? – Haha, Sie weichen aus. – Jetzt mal im Ernst: Sie haben doch Angst vor mir, das wird nie was. – Aber das sind nur Zitate früherer Dialoge, mit denen wir uns vorspielen, es gäbe noch die Normalität,

die wir hatten, bevor es sie weggehauen hat. Aber es ist nichts mehr dahinter, kein Interesse mehr bei ihr oder mir.

Nicht lustig. Und absolut stimmungstötend, wenn man eigentlich lustig sein will. Wenn überhaupt, gilt unser Mitgefühl Pohlmann, der mit am Tisch sitzt. Er hatte damals eine schlimme Zeit, als seine Frau sich umgebracht hat. Nicht nur war seine Frau tot, war er allein, war er am Ende, machte er sich Vorwürfe – nein, zu all dem kam noch die Staatsanwaltschaft mit einer Anklage wegen unterlassener Hilfeleistung. Es kostete ihn ein halbes Jahr Schlaf und zigtausend Euro, um sich mit einer speziellen, aggressiven und kostspieligen Kanzlei gegen diesen Schwachsinn zu wehren. Seine Karriere und seine Aussichten auf freie Frauenwahl unter den vorher vielleicht latent interessierten Frauen in der Firma waren anschließend natürlich im Arsch. Der Stress hat ihn selbst zum Opfer gemacht, und wir beobachten ihn heimlich, ob es Anzeichen dafür gibt, dass es am Ende auch ihn plötzlich weghaut. Inzwischen ist das Jahre her und Pohlmann hat bestimmt die Chance, dass unter den neuen Angestellten eine ist, die diese alte Geschichte nicht kennt und nicht rechtzeitig genug erfährt, sich für ihn interessiert, es mit ihm treibt und am Ende eine neue kleine Familie mit ihm gründet. Denn während es für alle, die verheiratet sind, nur darum geht, jemanden zu finden, mit dem man es treiben kann, ist es für alle mit einem quasi offenen Slot erst einmal wichtig, wieder jemand für auf Dauer zu finden.

Unglaublich, wie nahe Leben und Sterben beieinander liegen. Profis im Umgang mit dem Tod, wie Feuerwehrleute, Polizeileute und medizinischen Fachleute haben sich vielleicht schon an alles gewöhnt, für einen normalen (haha) Bürger sind es Situationen, die man zu selten erlebt, um Routine zu entwickeln. Ich hab noch nie gesehen, wie jemand gestorben ist, und die Toten, die ich gesehen habe, habe ich bei Beerdigungen gesehen. Ich finde es unheimlich, mir vorzustellen, welche geheimen Vorgänge das Denken von jemandem verwirren und zerstören, der verrückt ist. Ich kann nicht wissen, dass die Frau, mit der ich den Spaß meines Lebens im Bett habe, eine psychische Zeitbombe ist. Ich ahne nichts davon,

dass sie eines Tages weggehauen wird und ihr bürgerliches Leben untergeht (und man zu diesem Zeitpunkt am besten weit weg von ihr ist). Blöd ist auch, dass eine gesellschaftliche Atmosphäre herrscht, die jedem nur ratsam erscheinen lässt, so lange wie möglich seine „Probleme“ zu verstecken. Wir hatten einen Kollegen, der zog es vor, Alkoholiker zu werden, als sich sein Kranksein nicht mehr verbergen ließ. Denn – so idiotisch das klingt – es war für alle einfacher und leichter zu akzeptieren, dass er Alkoholiker ist. Mit großem Bedauern hätte man ihn abserviert, selbstverständlich allein aus betrieblichen Gründen, wenn klar gewesen wäre, was die wahre Natur seines Problems ist.

Das Establishment weiß natürlich genau, warum es das tut. Viktoria kam aus ihrer kranken Phase mit neuen Falten zurück. Sie war immer noch ein Bild von einer Frau, aber sie sah härter und gereifter aus. Ich erkannte, dass sie Dinge erlebt und in ihrem Inneren mit Monstern gekämpft hatte, gegen die alles, was ein Berufsalltag zu bieten hat, lächerlich war. Sie war nicht mehr auf Linie zu bringen. Oft lachte sie unvermittelt los, wenn wir anderen glaubten, in Stress zu ertrinken. Ich hatte das Gefühl, sie machte sich über die Nichtigkeit unseres Tuns lustig. Als ich einmal frustriert war, weil meine Versuche, meine gegenwärtige Flamme abzuschleppen, erfolglos waren, legte sie ihre Hand auf meinen Arm, sah mich an und lachte mir ins Gesicht. Selten hatte ich mich so durchschaut gefühlt. Offenbar hatte sie auf der abenteuerlichen Reise in ihren inneren Abgrund Dinge über das blöde Spiel der Liebe und über Sex erfahren, von denen ich nichts ahnte. Es war klar, dass sie uns ihre Compliance, ihre ganze Angepasstheit nur vorspielte. Intuitiv wissen das alle. Misfit. Und während ich manchmal Momente erlebte, in denen ich nur zu gern gewusst hätte, was sie weiß und welche Erfahrungen ich mit ihr vielleicht machen könnte, hat eine Firma nicht die geringste Lust auf solche Experimente. Personaler glauben ja, dass jemand, der einmal Scheiße gebaut hat, immer wieder die selbe Scheiße bauen wird. Auch, wenn die Scheiße, um die es gerade geht, darin besteht, dass es ihn blöderweise weggehauen hat. Unsere Mitarbeiter sind unser wichtigstes Kapital, haha.

Viktorija ist mir mit ihren Erfahrungen überlegen. Dazu kommt: Es beunruhigt mich, dass ich nicht weiß, welche Rolle Sex in ihrem Leben wirklich spielt. Theoretisch müsste Sex relativ wichtig sein, denn mit Sex kann man Anpassung vortäuschen und sich als gesund tarnen. Ich dachte früher immer, wer psychisch krank ist, wär auch in sexueller Hinsicht weg vom Fenster. Ich war mir sogar sicher, dass es einfach der Mangel an anständigem Sex ist, der alle krank macht und dazu führt, dass es einen weghaut.



Ein falsches Jahrhundert 3.

Bäckerin: Wer sind Sie – und warum streichen Sie über mein Gesicht und wecken mich?

Der Sanftmütige: Verzeihen Sie, Sie schlafen auf meiner Bank, nach einem ausgedehnten Morgenspaziergang sitze ich gern ein wenig, ruhe aus, denke so dies und das – ach, mein Name ist Robert Walser. Ich habe ihn hier aufgeschrieben. Bitte.

Bäckerin: Das ist eine Erbse, Sie haben Ihren Namen auf eine Erbse geschrieben, so klitzeklein – ich kann es nicht lesen.

Robert Walser: Ich will nicht gelesen werden, nicht mehr – man kann sich dem literarischen Treiben wohl nur entziehen, indem man nicht mehr gelesen werden kann. Ihr Begleiter schläft aber tief und fest.

Bäckerin: Hmm, wenn Sie nicht mehr gelesen werden wollen, dann schreiben Sie doch einfach nicht mehr. Mein Begleiter scheint sich hier geborgen zu fühlen, darum schläft er, wie er schläft.

Robert Walser: Man kann ja schlechterdings nicht einfach das Schreiben bleiben lassen, wie soll einer wohl existieren, ohne sich den Kummer von der Seele zu schreiben – nur lesen, lesen soll es niemals mehr wieder wer. Ich spaziere nun weiter, meine Liebe, Ihr Begleiter und Sie – gehen Sie in den Buchladen der Sylvia Beach, Frau Beach ist ein braver Mensch, sie hilft, wo sie nur kann – aber draußen dürfen sie nimmer schlafen, Sie müssen wissen, es schneit bald – und man kann sterben im Schnee.

Ich: Mit wem hast Du da eben gesprochen?

Bäckerin: Dort hinten läuft er und wird immer kleiner, er hat mir eine Erbse geschenkt, auf der sein Name steht: Robert Walser heißt er und sagte,

man könne im Schnee sterben.

Ich: Er weiss, wovon er spricht.

Bäckerin: Wir sollen in den Buchladen von einer Frau Beach gehen, da hilft man uns.

Ich: Gut. Dann lass uns aufbrechen, wir fragen den ersten Menschen, den wir treffen, nach dem Weg.

Bäckerin: Da ist ein Fluss, der durch den Ort geht, dem folgen wir.

Ich: Siehst Du? Dort hinten sitzen zwei Menschen am Ufer, die fragen wir.

Bäckerin: Guten Morgen, wir sind gestern hier erwacht, kennen uns gar nicht aus, haben mit Poe und Nietzsche geredet, Herr Nietzsche war, aber sagen Sie das nicht weiter, ein wenig seltsam, dann haben uns Dostojewski und Bukowski beim Käferwettrennen übers Ohr gehauen, wir haben im Park geschlafen, wurden von Robert Walser geweckt, der uns eine Erbse gab, auf die er seinen Namen geschrieben hat und sagte, wir sollen zu Sylvia Beach gehen – ach, und Balzac will immer seinen Hut behalten, er will ihn einfach nicht hergeben. Wissen Sie wo hier der Buchladen ist?

Die Frau am Fluss: Guten Morgen, so ist es uns allen ergangen, eines Morgens wurden wir wach und waren in Anderwärts, es ist schön hier, gewiss – mir fehlt die Zeit, also wörtlich, weil es sie hier nicht gibt, nur weil es in Anderwärts keine Zeit gibt, haben wir unendlich viel davon, aber so ein Gong, der einem die Stunde verrät, wäre schon schön, ach je, ich gebe heute am Abend eine Gesellschaft, ich muss noch Blumen dafür besorgen, das will ich erledigen, aber immer zieht es mich zum Fluss, immer.

Ich: Ich weiss.

Der Mann am Fluss: Sie wollen in den Buchladen, hin zu Sylvia Beach, die hat ein übergroßes Herz, ist stets für alle da, man geht zu ihr und sie weiss, was einem fehlt, nur manchmal fehlt etwas, das kann dir niemand geben, du suchst und ahnst nicht mal, wonach du dich sehnst, so stolpert man durch all die Tage, liegt Nächte wach und kann nicht träumen – und immer zieht es mich zum Fluss, immer.

Ich: Ich weiss.

Bäckerin: Wo lang denn nun?

Ich: Wir folgen dem Fluss.

Die Frau am Fluss: Paul, ich glaube fast, der Junge kennt uns.

Der Mann am Fluss: Ich bin mir sicher, Virginia, dass er genau weiss, wer wir sind.

Virginia Woolf: Und er hatte nicht einmal Angst vor mir.

Paul Celan: Weil er mehr gesehen hat, es gibt Menschen, die blicken dir so tief ins Herz, die sehen das Schöne in dir.

Virginia Woolf: Und er weiss, weshalb es uns immer zum Fluss zieht – das wissen ja nicht einmal wir.

Paul Celan: Die beiden Menschen bringen uns vielleicht mehr, als wir ihnen je geben können.

Bäckerin: Da vorne ist ein Buchladen.

Ich: Wir sind gerettet.

Der blinde Seher: Da seid Ihr ja endlich. Schon einen ganzen langen Tag hindurch warten wir auf Euch. Und so ein Tag – wer wäre fähig, all die Gedanken, die einem da kommen, zu erfassen.

Sylvia Beach: Lass gut sein, James, die zwei Neuen müssen Hunger und Durst haben. Kommt rein.

James Joyce: Auch wenn ich nichts mehr sehen kann, ich kann all Eure Gedanken hören, dieses Stimmengewirr, diese Melodie.

Ich: Es tut mir leid, Mister Joyce, dass Sie nun völlig erblindet sind.

James Joyce: Das muss es nicht, mein Junge, was ich lesen wollte, habe ich gelesen, was ich schreiben wollte, schrieb ich nieder – für mich gibt es hier in Anderwärts nur noch die Musik – und geschlossene Augen und die Musik sind doch seit je eine Einheit.

Sylvia Beach: Es ist früh am Morgen, hier sind frische Brötchen, vorsicht – sie sind noch warm, da ist Butter, da ist Schinken, Rührei und Speck – und Milchkaffee, glaubt mir, im Morgengrauen hat ein Milchkaffee mehr Poesie als jedes Gedicht, ganz egal in welcher Welt man gerade ist.



Trugschlüsse der Vielfalt.

Ich spreche nicht viel,

doch meine gedanken,

unaufhörlich.

besonders wenn fremde menschen in der nähe sind, beobachte ich
vorwiegend,

ich halte mich im hintergrund, und analysiere die anderen;

nun ist mein titel, als auch dieses gesamte buch, recht offen gehalten,

wie ein geradenbüschel, es gibt zwar einen fixpunkt,

aber von dort aus strahlt es in alle richtungen, und das bis ins unendliche;

meine gedanken sind wie ein vor aufregung springendes kind,

auch das ist eine folge der heutigen zeit,

man denkt vieles nicht mehr zu ende,

man tut einfach,

denkt teilweise gar nicht mehr nach,

weil nachdenken anstrengt, nachdenken tut weh,

bemühen ist arbeit, und arbeit sucht der moderne mensch zu meiden;

man will nicht arbeiten und viel geld haben,
man will viel geld haben und nicht arbeiten;
es gibt einen griechischen philosophen, der vertrat die ansicht,
man arbeite doch nur, um irgendwann einmal nicht mehr arbeiten zu müssen,
so kann man es doch gleich bleiben lassen, und die zeit genießen,
viele griechen scheinen diese philosophische ansicht zu befürworten;

always remember you're unique, just like everyone else."

wir sind mittlerweile so verschieden, das wir fast schon wieder gleich sind;
ein phänomen der zeit.

Zeit ist gnadenlos, zeit wartet nicht,
zeit geht aber auch nicht voraus,
mit der zeit gehen, heißt zu leben,
die gegenwart zu erfahren,
und göttliche fügung zuzulassen;
tee soll man trinken, solange er noch heiß ist,
zeit macht den tee kalt,
und natürlich kann man ihn auch kalt noch trinken,
er schmeckt dann halt nur nicht mehr so gut;
als ob temperatur den geschmack beeinträchtigt;
der moderne mensch wird zum hinterfragen erzogen,
doch er bekommt böse blicke, wenn er fragen stellt,
und das wissen um der bösen blicke, bekommt er gleich mitgeliefert,

in dem brei, den man umgangssprachlich bildung nennt;
wir wollen zu viel,
wir sehen und wir wollen,
eine schwäche die dem menschen anezogen wurde,
denn wo keine schwächen sind, muss man schwächen schaffen,
um schwächen effektiv nutzen zu können;

Stille, gibt deinen mitmenschen ein gefühl des unbehagens,
menschen wollen wissen woran sie sind,
und so werden sie unweigerlich unhöflich agieren,
denn angriff ist bekanntlich die beste verteidigung;
wenn worte erst einmal gesprochen oder geschrieben sind,
kann man sie nicht mehr zurück holen,
sie sind da draußen, in den weiten der welt,
für immer;

nun, ich mache gedankliche sprünge,
ich weiß das, und doch kann ich es nicht unterbinden,
lehrer sahen das als 'mein problem.'
ich sehe das als meinen vorteil;
wenn man schwer folgen kann,
will man es um so mehr;

man will immer dann,
wenn man nicht kann,
das was man nicht hat,
jedoch vermeindlich braucht,
und wie konnte man vorher nochmal ohne leben;
wie konnte mein leben vorher überhaupt einen sinn haben,
fragen über fragen,
die mannigfaltigkeit der realität,
ist nichts weiter als eine ausgeburt der phantasie;
Trugschlüße der Vielfalt.



Mord bei Yves Saint Laurent.

Kurfürstendamm.

„M-u-h-!“ Verwirrt mustern mich die Passanten. Ich suche den Damm nach Boutiquen ab. Weit hinter der Douglas- Parfümerie, vor dem Schaufenster eines Geschäfts, in dem ein Kleid in Farben so schillernd, als ob es von innen leuchten würde, neben einem Herrenanzug mit Fischgrätenmuster schwebend fast hängt, bleibe ich stehen: Nahaufnahme, keine Preise. „Wie heißt der Laden hier?“ Kurzer Schwenk nach oben: „Yves Saint Laurent“. Ich öffne die Tür.

„Niemand hier?“ Sakrales Ambiente im Kitschformat. Aber gut arrangiert. Ich lasse den Wert auf mich wirken und genieße die Stille: Abrakadabra!

„Sie wünschen?“ Ich stehe mit geschlossenen Augen im Raum.

„Sie wünschen?!“ Wiederholung in x-Moll. Der Tonfall gefällt mir, also öffne ich meine Augen und antworte: „Gluck!“

„Wie bitte?“

„Gluck“, wiederhole ich, füge aber sogleich hinzu: „Das Kleid im Schaufenster, bitte.“ Die Verkäuferin, eine Dame um die Dreißig, trägt ein Kleid im Empirestil mit Quernaht über der Brust. Sie lächelt scheu und fragt:

„Das Kleid in Organza mit Goldlamé und Herzausschnitt?“

„Es hängt nur ein Kleid im Schaufenster“, antworte ich, „oder gibt es auch noch ein Kleid in Organza mit Goldlamé und Herzausschnitt, das unsichtbar ist?“

Und als hätte ich mit dieser Frage mein Soll an Komik nicht schon erfüllt, setze ich hinzu: „Sollte die unsichtbare Version allerdings noch neben der sichtbaren hängen, nehme ich natürlich das Kleid mit Totaltransparenz, also nichts!“ Die Verkäuferin verzieht ihr Gesicht und sagt:

„Das Kleid kostet achttausend Euro.“ Offenbar sind es die Löcher im Nichts, die ihren Preis fordern.

„Na und!“, schimpfe ich, „seit wann spricht man über Geld: Pfui!“ Die Verkäuferin wendet sich ab, um hinter einem roten Samtvorhang zu verschwinden. Diskretion! Ich zünde mir eine Zigarette an.

Drei, vier, fünf Lungenzüge später kommt meine Ansprechpartnerin zurück und geht ohne mich eines Blickes zu würdigen Richtung Schaufenster. „Wenn du mich schon nicht anschaust“, denke ich und fahre flüsternd fort: „kannst du den Zigarettenqualm doch wenigstens riechen! Oder darf man hier rauchen?!“ Ich sehe der Verkäuferin nach: „Die Noblesse deines Arsches macht mich geradezu ratlos.“ Korrektur: „Rasend!“ Plötzlich stellt sich heraus, daß wir nicht allein sind. Gräfin Rabenstolz.

„Was tun Sie denn da!“ Keine Frage, ein Ausruf – ein Schrei, der mich erzittern läßt: z-Moll. Ich wende mich um: funkelnde Augen, Kurzhaarschnitt, schwarzes Samtkleid mit verdeckten Knopfleisten. Vis-à-vis-Distanz: ein Meter. Mein Einstieg, mein Satz:

„Ich rauche eine Pfefferminzzigarette von IBM.“

„Wenn Sie Theater spielen wollen, gehen Sie besser zur Schaubühne am Hallischen Ufer“, bemerkt die Gräfin tonlos. Ich schnippe mit der Zigarette, Asche fällt zu Boden. Meine Blicke folgen:

„Oh, Parkett!“, rufe ich, Bedauern heuchelnd; dann erkläre ich – mechanisch, frustriert, mit übertriebener Langsamkeit: „Ich bin neu in Berlin.“ Eine Sprechpause folgt, und während die Verkäuferin, mit der ich zuerst gesprochen habe, ohne Ware an mir vorbeirauscht, bemerke ich,

wie die Verkäuferin, mit der ich jetzt spreche, wenn auch im Modus des Schweigens, ihren Mund öffnen will. Doch ich bin schneller: „Wo ist das Hallesche Ufer?“, zische ich. Meine Augenlider flattern.

„Verlassen Sie auf der Stelle den Laden!“ Befehl Gräfin. „Zuerst muß ich mein Kleid bezahlen!“ Einwand Kunde. „Nichts werden Sie tun“, sagt die Gräfin ruhig, beinahe

andächtig. Aha! Ich richte mich an die Verkäuferin, die das Kleid aus dem Schaufenster holen wollte und jetzt neben der Gräfin steht – mit leeren Händen:

„Wo bleibt denn mein Kleid? Immerhin kann ich zahlen.“ Doch die Angesprochene überläßt die Antwort ihrer Kollegin, die keinen Standard, sondern Esprit herunterspult – Shining:

„Ihr Geld ist hier nichts wert. Verlassen Sie den Laden oder ich rufe die Polizei.“ Ich werfe die Zigarette zu Boden.

„Aber die Polizei ist doch schon hier“, erkläre ich. „Ich bin Polizist!“ Ich zücke meine Sig Sauer P 6.

Zeitraffer: Die Verkäuferin, mit der ich zuerst gesprochen habe, versucht, hinter dem Samtvorhang zu verschwinden, ich schreie „Halt! Sonst erschieße ich dich!“, und sie bleibt stehen, indes die Verkäuferin, mit der ich zuletzt gesprochen habe, mit zitternder Stimme die Diplomatin mimt: „Bitte beruhigen Sie sich“, sagt sie. Zu spät! „Halt dein Maul, sonst schieße ich dir in die Visage!“, wehre ich ab und befehle der Verkäuferin, mit der ich zuerst gesprochen habe, das Kleid aus dem Fenster zu holen. „Aber schnell!“ Während sie meinem Befehl folgt, lüge ich die Verkäuferin, mit der ich zuletzt gesprochen habe, an: „Bleib weiterhin so cool wie du bist, dann geschieht dir nichts!“ Haha – langsame Überblendung. Murder!

Die Verkäuferin kam mit dem Kleid zurück. Ich bat sie, den Stoff auf die Theke zu legen und den Vorhang zur Seite zu ziehen, „um den Blick auf den Ruhe-
raum freizugeben“. Schließlich befahl ich beiden Verkäuferinnen, sich „langsam, mit erhobenen Händen“ ins Nebenzimmer zu begeben, was sie nach anfänglichem Zögern schließlich taten.

Ich setzte den Schalldämpfer auf die Waffe, blickte noch einmal zum Eingang des Ladens und folgte den Damen: „Intimität!“

Im Ruheraum bat ich die Verkäuferinnen, Platz zu nehmen. An einem Marmortisch standen zwei Stühle, auf denen sich die Damen niedersetzten. Die Verkäuferin, mit der ich zuerst gesprochen hatte, zitterte, und die Verkäuferin, mit der ich zuletzt gesprochen hatte, errötete. In der Absicht, das Leiden der Damen abzukürzen, aber auch, weil die Zeit drängte – „schließlich währt meine Mittagspause nicht ewig!“ –, brachte ich meine Waffe in Position, und noch bevor die Verkäuferin, mit der ich zuletzt gesprochen hatte, Protest einlegen konnte, senkten sich die Finger meiner Rechten auf den Abzug. Volltreffer.

Protokoll: Gräfin Rabenstolz, die im Gesicht getroffen wurde, kippt zur Seite, fällt vom Stuhl. Ihre Kollegin springt schreiend auf, versucht zu fliehen. Doch wohin? Zum Fenster vielleicht? In der Tat: Im Ruheraum befindet sich ein kleines Fenster, ein Fluchtpunkt, den die Kollegin der Verkäuferin, die ich zuerst erschossen habe, in großer Hast ansteuert. „Wozu?“ Ich blicke auf ihren Hintern. „Hallo!“ Anstatt zu antworten, befingert die Dame, die ich gleich erschießen werde, den Fenstergriff. Ich bringe meine Waffe in Position, horche noch einmal auf, ziele erneut, und in dem Moment, wo die Verkäuferin, an sämtlichen Gliedern zitternd, das Fenster öffnet, schieße ich ihr in den Po. Das Blut blubbert in Kaskaden, Hysterie! Die Geschwächte schreit wie verrückt, also ziele ich erneut, schieße und treffe nochmals. Folge: Das Schreien ebbt ab, die Geschwächte sackt zu Boden; doch erst, nachdem ich noch ein drittes Mal getroffen habe, kehrt wieder Ruhe ein, jene Stille, die ich zu Beginn meines Besuches – Uhrzeit? – so geschätzt habe: die Ruhe der weiten Welt – Totenstille? Ich beuge mich nach unten: Die Gräfin trägt eine „Fantasy“ von Vam Cleef & Arpels. Ich nehme ihr die Uhr ab und stecke sie ein. „Geerbt!“

Zeit vergeht nicht, Zeit entsteht ...

Ich setze meine Sonnenbrille auf, gehe zurück in den Verkaufsraum, schließe den Vorhang, nehme das Kleid von der Theke, und nachdem ich Waffe und Schalldämpfer wieder verstaut habe, verlasse ich den Laden.

„Sitzt meine Ray Ban gut?“



Die Vertonung der Einsamkeit.

Augen schlagen verblichen die klebrige Nacht von den Lidern. Es dauert eine Ewigkeit bis sie sich öffnen lassen, bis der klirrende Lärm in seinen Verstand gelangt. Der Wecker ruft in Abständen in den neuen Tag. Er zwingt sich zurück ins Bewusstsein, verdrängt den Nebel, versucht im aufrecht Sitzen seinen Körper zu finden.

Seine Stille wird von Rufen, Erzählungen, Gerüchen und Geräuschen unterbrochen. Sie duscht meist, oder ist bereits damit fertig, während er sich in die Küche begibt. Das geduldige Blinken der Einschalttaste der Kaffeemaschine scheint im Takt seines Herzens zu schlagen. Er öffnet die Rollläden der Fenster, zwingt den Schutz dieser Glaswände zurück in ihre Position. Der Morgen durchläuft das Schlichte der Routine. Einzig die Färbung des Himmels bestimmt die Abstufung der Grautöne in seinem Herzen für den Beginn des Tages. Warmer bitterer Dampf befeuchtet seine Augen während er trinkt und dabei in die Tasse durch die Nase ausatmet. Seit Jahren. Jeden Morgen. Einzig die Menge der Flüssigkeit, die Färbung, der Geschmack, die Beimischung an Fadheit und der Kalkgehalt variieren immer wieder. Das Ritual des in die Ferne starren, des dort Suchens.

Wasser wie heiße Nadeln berühren seinen Körper. Er verschließt die Müdigkeit hinter seinen Augenlidern. Er fällt.

Hektik, Suchen, unachtsam geworfene harte Worte der gereizten Müdigkeit. Entschuldigungen. Er entschuldigt sich. Kuss. Küsschen. Weg. Tür von innen verschlossen. Ein letzter Schluck.

Er steigt irgendwann in sein Auto. Manövriert es aus der Halteposition heraus. Man sagte, sein bisheriger Parkplatz sei hinderlich. Bitte parken sie weiter weg. Am Rand. Wie es alle tun. Wie es eben alle tun. Die Gesichter der Menschen erscheinen unterschiedlicher, betrachtet man ihre in Zeit gebundenen immer gleichen Gewohnheiten, verwunderlich. Regen bringt rasche Schritte, verkniffene Augen, Stirnfalten, Klatschen der Schuhe in Pfützen. Sonnenstrahlen bringen langsame Schritte, verkniffene Augen, sanfte Müdigkeit in diesen ersten Stunden. Der Wagen fährt an und gleitet durch langweilige Landschaften, karge Häusergräber, uniformierte Leben. Regnet es, betrachtet er oft die Tropfen. Wie das Wasser Wege auf der Scheibe seines Wagens nimmt. Gezwungen vom Wind, gelenkt und ohne eignen Willen.

Die Ströme verdichten sich, die Wagenkolonnen werden länger. Schlangen von Autos pulsieren durch Vorstädte, werden zu durch Adern gequetschtes Blut. Er betrachtet die Menschen in ihren Autos, sie existieren hinter doppeltem Glas. Den Scheiben seines und deren Kastens. Verdampfen ihre Gerüche, atmen ihre Luft, kleiden sich in Zwiespältigkeit und an den Glauben an die Vorbestimmtheit ihres Seins. Sie erbrechen den Gestank des Schicksals in seine kleine Welt, diese hier in Leder und Metall. Sein linker Zeigefinger tippt den automatischen Fensterheber und gibt etwas von diesem Gefängnis nach außen preis.

Am liebsten ist ihm eiskalter Winter. Oder Winter. Oder kalter Herbst. Am besten nasser Herbst. Dann bleiben alle in ihren Löchern versteckt, er kann allein seine Lippen hinter seinem zugeknöpften Jackenkragen verbergen und einen Fuß vor den anderen setzen. Gehen, laufen. Draußen in Bewegung sein.

Die Kolonnen pulsieren unaufhörlich, drängen und saugen weiter die Leichen ihrer selbst, der Menschen die glauben, sie seien Individuen. Vor den Fabriken parkt er seinen Wagen, steigt aus, schließt ab, schaut sich um und beginnt den absichtlich etwas länger gewählten Weg. Überall

schälen sich die Menschen aus ihren polierten, dilettantisch abgestellten Autos, stopfen sich uniformierte Musik aus uniformierten Geräten in die ihre Ohren, beschallen kurz ihre uniformierten Gehirne mit Abgeschlossenheit.

Die Tage in denen er seine Stunden verbringt, ähneln einander verblüffend oft. Die feinen Nuance fallen nur durch Tonfälle, die Stärke des Hungergefühls, die Gedanken, flüchtende Regentropfen oder draußen vorbei schwirrenden träumerischen Ideen auf. Die Regelmäßigkeit beginnt scheinbar nicht zu existieren. Das heißt, so lang man sie nicht erkennen will. Er bewegt sich auf immer gleicher Strecke. Geschwindigkeit, die Aggression des Bremsverhaltens, die Lautstärke des Säuseln des Radios oder der Spalt durch das Fenster zur Außenwelt sind die einzigen Variationen der Wiederkehr.

Er tangiert beinahe jeden Morgen das Leben dieser anderen Person. Dieser Frau mit blondem Haar, dem türkisfarbigem Cabrio mit geschlossenem Verdeck. Er errechnete in stiller kurzer Pause, wie viel Zeit er nun bereits mit ihr verbracht hat. Angenommen der kurzen drei Sekunden bis ihr Wagen den seinen in entgegengesetzter Richtung passierte, bei zu Grunde legen von ca. vierzig mal fünf Tagen im Jahr, saß er dieser unbekanntem Bekannten bereits fünfzig Minuten in den in letzten fünf Jahren im Gesamten gegenüber. Ohne ein Wort zu wechseln. Ohne, dass sie ihn erblickte, wahrgenommen oder an ihn gedacht hatte. Wie lang sind schon diese fünfzig Minuten, betrachten sich zwei Fremde, gefesselt durch die schweigenden Mauern eines geschlossenen Raumes, wortlos? Wie ewig sind fünfzig Minuten, wartet man auf die Antwort, die das Leben verändert. Wie kurz sind fünfzig Minuten, hat man diese Antwort erhalten und muss nun danach sein restliches Leben planen, Wege bestimmen, während man geistig ziellos durch dichten Nebel stolpert?

Er begegnet den immer gleichen Menschen. Denen, die Lachen und ihre platten Witze auf Kosten Anderer zur Belustigung und der Wertschöpfung der heuchlerischen Anerkennung dieser, als stupide Rolle einstudiert, jeden verdammten Tag zum Besten geben. Und es auch können. Er lächelt, erträgt und geht.

Es ist wohl der Lauf der Zeit, dass Dinge ihren Reiz verlieren, dass Beachtung schwindet, die Alltäglichkeit über die bleibende Einzigartigkeit triumphiert. Das als gegeben gesehen wird, was irgendwann gewonnen wurde. Zeit schleift die Teller in die Gedanken der Menschen. Er spürte, dass der Anspruch an ihn geringer wurde, dass das Leben und die bildenden Gestalten darin, die Darsteller ihrer selbst, sich bestätigt, ihn als Konstante der Leistung installiert hatten.

Der Kaffee schmeckt immer gleich. Er war in letzter Zeit dazu übergegangen, die Zeitspanne zu erweitern bis er vergaß, dass sich das Getränk in seiner Tasse veränderte und ungetrunken erkaltete. Nur um danach, eben als Ritual, mit seiner Tasse in der rechten Hand, verlassen trabend, einen neuen aus dem Automat zu lassen. Und das am liebsten allein. Wie auch so vieles andere. Gab es einen festen Kreis von Mitmenschen mit denen zusammen er Mittag zu sich nahm, verblasste all das. Er war unregelmäßig dazu übergegangen, ausgedehnte Pausen in nahe gelegenen Wäldern zu verbringen. Sein Kinn in den Kragen vergraben, den Blick zum Boden gerichtet, die Füße beim Laufen belauschend. Nur nicht im Sommer, oder Frühling, oder dann wenn es warm war, oder sonnig. Oder so, dass andere ebenfalls dachten, nach draußen gehen zu müssen. Wenn er sich sicher war mit genügend Abstand zu allen stehen bleiben zu können, befahl er seinen Füßen anzuhalten, öffnete seine Ohren, sein Herz und absorbierte das Rauschen der kranken Welt. Das Ticken der Erfindung Zeit.

Selbst der Rückweg war gleich. Also meist. Oft allerdings waren Rücklichter, Wagenformen und Farben der Kolonnen, der Arterien aus denen Blut vom Herzen in die kargen, kalten Felder, Erden und Teppiche der Abende pulsierten leicht verändert. Die Fabriken bluteten aus, die Individuen tropfen zurück in ihre Schneckenhäuser. In Glasfronten leuchtenden unzählige Büroräume noch in das Dunkel hinaus. Ein grob verstopftes Sieb durch das sich restliches Licht nach außen ergießt.

Abends begegnete er ihr niemals. Eine Zumutung der Verdopplung der Zeit in der Schweigen den warmen Raum zwischen ihnen hätte füllen müssen. Vermutlich wusste sie das. In fünf Jahren einhundert Minuten. Sie wollte das nicht. Natürlich akzeptierte er dies als ihren Wunsch. Er fragte sich in der Tat allerdings nur einmal, ob diese Annahme falsch sein könnte. Er fragte sich hin und wieder, welchen Beruf sie wohl ausübte, wo und wann sie wie intensiv, lustlos oder gelangweilt, engagiert oder routiniert sie ihrer Arbeit nachging. Doch die meiste Zeit war sie ihm herzlich egal. Die meiste Zeit war die Zeit außerhalb dieser fünfzig Minuten in den letzten fünf Jahren.

Der Wagen rauscht zurück durch überfüllte Häuseransammlungen, einsam liegende Äcker. Die Unwirklichkeit des Lebens welches sich im Vorüberziehen in sein Bewusstsein drängte. Bilder, die die Stilisierung des Irrsinns des Alltäglichen geradezu lautstark erzählten. Er erblickt Menschen die ihre Hunde über nachmittägliche Felder führten, Menschen die ihre Gärten mit Akribie zu einem hässlichen, vom Flohmarkt erstandenen Ölgemälde pflegten. Eines der Sorte Gemälde, bei dem die zum Sonntag geladenen, lieben Kaffeegäste freudig lächelnd die einzigartige Faszination lobten. Oft beobachtet er flüchtig die Menschen wie sie in Läden hetzen, Kinder auf Schaukeln anschiebend und lachend Fremden ihren Namen, Vorlieben, Erfahrungen und Problemchen mit ihren Sprösslingen, Ehepartnern und gekauften Basilikum-Topfpflanzen-Missglücken erzählen.

In dieser Jahreszeit ist es gut nicht so lang wegbleiben zu müssen, um Dank des dann schon hereinbrechenden dunkleren Abends nicht Gefahr zu laufen, Nachbarn und anderen Menschen anzutreffen. Wäre die beinahe gesamte Menschheit wirklich sesshaft geworden, hätte sie nicht die Fähigkeit erworben, Nachbarn zu ertragen? Dieser Zwang der Kommunikation untereinander auch wenn man sich nichts zusagen hat. Nur weil man den selben verdammten Fleck Erde teilt, weil einen das eigene Leben dorthin verschlagen hat? Er verschließt den Wagen an erbetener Parkposition. Er hält kurz inne und lässt seinen heimlichen Blick in die den Abend erhellenden Fenster fallen. Das Leben dort drin. Sie essen, lachen, lesen, starren und werden beflimmert. Die wenigen Meter zum Hauseingang sind rasch zurückgelegt, die kurzen Stufen lautlos erklommen, der Schlüssel im Schloss legt klackend den Eingang zur Abgeschlossenheit offen. Kuss. Küsschen. Wildes Kindergeplapper ertönt und lässt ihn kurz lächeln. Dort ist so vieles was unbeschwert noch immer ihr Leben bestimmt. Ihm bleibt keine Zeit, denn ist es nicht das sofortige Essen, dann ist es das Gemeinsame der wenigen Minuten. Bevor sie zusammen zu Abend essen, er das Kind für die Nacht vorbereiten und dann letztlich erschöpft, seine Motivation vergessend, auf dem Sofa oder Küchenstuhl innerlich zusammenfällt.

Manchmal sind ihre Augen so leer, wie er glaubt das seine scheinen. Manchmal berühren sich ihre Finger und manchmal existieren sie beide einfach nur. Worte, getauscht in funktionsbedingter Absicht, in der Leichtigkeit der Wiederkehr.

Selten ist dort Nähe wie vor Jahren noch zwischen Ihnen. Es ist die Vertrautheit der gemeinsamen Zeit die beide halten lässt. Die Abende bleiben in immer gleichem Ablauf ein Zeichen ihrer gemeinsamen Fremdheit. Das Licht erlischt zur gleichen Zeit. Oft schweigen er und sie Worte in den Raum, die durch Bücher in ihre Köpfe, Gedanken und Herzen erwachsen. Oder die sie einfach aufnehmen um die Leere zu füllen. In Welten zu flüchten die Fern dieser Gewohnheiten sind. Die bunteste Bilder malen, Geschichten erzählen und Hoffnungen und Wünsche keimen lassen. Er öffnet sich ein weiteres Bier und denkt wie immer darüber nach, etwas anderes zu trinken. Also zur Abwechslung nichts. Oder wenigstens nichts alkoholisches. In der Nähe der Couch brummt die kleine Pumpe, regelmäßig wechselt die Heizung zwischen Stille und ihrem omnipräsenten Pfeiffen. An manchen Abenden sprechen sie kurz über den verblassenden Tag, kommenden Termine, baldige Ereignisse. Dinge die er zu erledigen habe, meist aber vergessen würde.

Die tiefste Ruhe existiert kurz vor dem Augen schließen.

Sie verschwinden beide, in der Regel zeitlich völlig getrennt von einander, im Bad, dann im Schlafzimmer. Die Kleider gestapelt oder gehäuft in der Nähe des Bettes. Er öffnet oft die Jalousien und sucht den Mond. Schaut, ob dieser sein Gesicht zeigt. Er war immer da und wird es auch auf ewig sein. Das Licht des Mondes, die Zärtlichkeit mit der dieser die Welt in Starre versetzt, Träume in die Leben regnen lässt, der Mond ist sein Tagebuch. Ist es nicht sein Herz, so hält der Mond für ihn die wichtigen Menschen, Dinge und Gefühle in seinen Händen. Jede Nacht. Er schließt sie wieder. Legt sich auf seine kalte Seite des Bettes, manchmal ist da ihr Atem, meist nur das Surren seiner Gedanken. Meist nur seine Stille. Er versucht Ruhe zu finden, seine Stimmen schweigen zu lassen.

Die tiefste Ruhe existiert kurz vor dem letzten Atemzug, in dem man das Bewusstsein verlässt und seinen Körper in die Obhut der Endlosigkeit der Nacht ergibt. Sind dort Nächte mit Träumen, die, die ungewöhnlich selten sind, so verstören sie ihn. Bilderreihen die das Unterbewusstsein zu wirren Katastrophen vermischte.

Oft wird er gejagt, befindet sich auf der stolpernden Flucht vor Grauen ohne Körper. Er flüchtet vor der körperlosen Angst stehenzubleiben.

Gebäude aus Beton, Strukturen aus kalter Geometrie. In Zeitlupensprüngen treiben seine Beine seinen Rumpf gegen den Widerstand des Bodens weg, einfach nur weg. Raus aus dem Bannkreis des Schwarzen was nach ihm greift. Ihm schwindet die Kraft, es scheint wie das Schreien gegen tosendes Meeresbrüllen. Wie der Versuch gegen fanatischen Wind in verbissener, dennoch aussichtsloser Haltung zu bestehen. Er spürt Millionen anklagender Augen und das Verrinnen seiner Zeit. Es schmerzt ihn die Sinnlosigkeit des Widerstandes.

Er erwacht still und erschrocken einige Stunden später. Ihn fröstelt, sein Puls hämmert. Seine Augen gleiten durch den stillen Raum. Er positioniert sich im Hier. Die Uhr lügt kurz nach drei, in seinem pochendem Herzen ist es kurz nach tot. Gegen seine Angst schlägt er die Decke zurück und begibt sich aus dem Raum. Er schaut in das Zimmer seines Kindes. Leises Atmen. Mondlicht zeichnet Muster auf die gegenüberliegende Fensterseite. Er zögert kurz als er den Raum verlässt, die Tür nur bis auf einen kleinen Spalt schließt. Irgendwo findet er seine Hose, kleidet sich mit ihr und seiner dunklen, mit vertrauter Schwere gefüllten Jacke. Er geht durch das Wohnzimmer hindurch in die Küche, befühlt mit seinen müden Augen die Gegenstände in den Regalen, auf den Tischen, in den Zimmerecken. Etwas blitzt in seiner geschlossenen rechten Hand. Hitze flutet ihn, dämonisches Flüstern lässt ihn sein Gefühl für Zeit verlieren.

Leise ertastet er seine Schlüssel auf dem Schrank links der zweiten Eingangstür in den Raum, in dem sie die meiste gemeinsame Zeit des kurzen Tages hier verbringen. Er verstaut sie in seiner Hosentasche und verlässt die Wohnung.

Die Nacht empfängt ihn mit absoluter Stille. Mit einigen raschen Schritten entschwindet er dem scheuen Schein des Lichtes an der Vorderseite des Hauses. Sein Herz rast, weiß er doch nicht, ob aus Angst vor dem Ungewissen was da in der Dunkelheit lauert, oder dem Schuldgefühl. Er blickt um sich, sucht, wenigstens karg erhellte Fenster in den Gebäuden der Nachbarschaft. Nichts. Die Welt die er riechen, mit seinen Augen sehen kann, sie schläft. Da ist niemand der Notiz von ihm nimmt. Er beginnt zu laufen, mit jedem Schritt passiert er von Nachtnebel schimmernde Häuserfronten. Umzäunte Grundstücke mit Abfall, Verwilderung, abscheulichen Figuren und dilettantischen Zengärten.

Welche Träume mögen wohl gerade hinter all diesen Wänden sein? Auf welche Reisen schickt das Unterbewusstsein all diese, die jeden Tag funktionieren, den Einkauf tätigen, die Kinder schlecht erziehen, die Steuern zahlen und unausgesprochen ihren zurückgestellten Sehnsüchten nachschauen. Ohne ein Wort zu sagen welches ihre Herzen offenbart. Die lächelnd von innen gegen die Scheiben klopfen und bitten, den Vorhang zur Welt hinter dem was Leben heißt wieder zu zuziehen. Er stoppt an einer kleinen Kreuzung. In den Rinnsteinen sammelt sich Wasser, bildet kleine Pfützen weil das Laub den Abfluss in die Kanalisation verstopft.

In der Spiegelung des unruhigen Himmels sucht er vergeblich den Mond. Er blickt hinauf und sieht nur vereinzelte Sterne. Wolken verdecken ihn. Er erahnt nur seine Silhouette. Ein monotones Geräusch dringt an seine Ohren. Es scheint von nicht zu weiter Ferne seine Aufmerksamkeit zu suchen, schleicht es wie eine Hintergrundmelodie durch die Nacht. Er erkennt das Geräusch als das eines Automotors der im Standgas läuft. Er denkt kurz darüber nach in welche Richtung es sinnvoll wäre den Weg fortzusetzen. Seine Beine beginnen zu laufen während er ihnen folgt. Er tut es ohne nachzudenken. Die Häuser der kleinen Stadt liegen bald hinter ihm, Straßen werden Gassen, danach zu kleinen Zufahrten, bald verlässt er den Ort und befindet sich auf einem Weg außerhalb. Die Jacke liegt schwer auf seinen Schultern, jeder Schritt kostet bald unendlich mehr Kraft. Er erkennt diese schwarzen Umrisse der Landschaften nicht mehr, alles vereint sich zu einer schwarzfinsternen und endlosen Nacht. Instinktiv folgt er noch immer dem Motorengeräusch. Die umliegenden Felder riechen nach neuem Schnee.

Seine Wahrnehmung verwässert im Augenblick. Die Uhr zeigt beinahe vier, als blaues Schimmern aus der Ferne, dem Ort hinter ihm, in seine Richtung fliegt. Erst ohne Ton, dann schnell. Es gleitet durch das Schwarz wie ein verglühender Komet am Firmament. Als die Wagen der Polizei ihm Spritzwasser des angetauten Dezembers entgegen schleudern, scheint er das Auto mit dem laufenden Motor beinahe erreicht zu haben. Plötzlich vermisst er die leichte Last seiner Jacke, in deren linker Innentasche er so oft so viele Kleinigkeiten sammelte, dass diese das Gewicht asynchron wirken ließen. Es ärgerte ihn diese Taschen zu nutzen.

Warum waren da so viele und warum fühlte man sich dann wie ein nasser Sack wenn sich auch in nur einer von ihnen etwas befand, etwas was man bei sich behalten und mit sich durch den Tag, fernab der eigenen Wohnung tragen wollte. Ihm wird auch kühler als es ohnehin bereits den ganzen Weg entlang gewesen war. Es ist ihm, als verliere sein Blut alle Wärme seines Inneren. Das Blau der Streifenwagen erhellt nun seine gesamte Umgebung, seine Augenlider wiegen immer schwerer. Es scheint, als kämpfe er wieder einmal gegen diese dunkle Macht an. Türen schlagen neben ihm zu, Stimmen ertönen zu einem Chor aus Schreien und Wut. Niemand stößt ihn beiseite, registriert ihn. Die Konsistenz seines Körpers scheint der von Luft zu gleichen. Jemand in Uniform öffnet mit vorgehaltener Waffe die Fahrertür des Wagens, dessen stetes Brummen ihn hierher durch die Nacht anzog. Ein Mann fällt zu Boden.

Plötzlich spürt er diesen Riss in der Zeit, den eiskalten Hauch des absoluten Bewusstseins.

Er umfasste das eiskalte Leder des Lenkrades. Seine Fingerkuppen standen leichenstarrer Taubheit in nichts nach. Der Mond umflutete sein Auto auf diesem Hügel. Das letzte Krachen aufgestoßener Steine in den Radkästen war verstummt. Er hatte den kurzen Weg in einer undefinierbaren Zeitspanne hinter sich gebracht, ziellos geflüchtet, fühlte sich ohne eigenen Antrieb. Wie immer. Spürte die Kraft die ihn weiter zog, ohne nach seinem Willen zu fragen. Das Gefühl in einem Fluss zu schwimmen ohne auch nur einmal ernsthaft die Arme gegen die Gewalt der Vorbestimmtheit zu bewegen, sich treiben lassen. Der Motor surrte noch weiter. Er konnte sich nicht erinnern, ob er geflüchtet oder ruhigen Schrittes entflohen war. Ob er eine Jacke noch über seinen Körper gezogen hatte, oder sich hier ohne weitere Kleidung befand. Alles, was ihn drängt von dort zu gehen, alles war in ihm. Scheinbar unkontrollierbare Wut. Sie bahnte sich manchmal in einem kleinen Funken kurz an die Oberfläche, packte die Kraft seiner Hände oder die Härte seiner Stimme. Sie ließ ihn gegen Wände schlagen um Schmerz auf sich zu lenken. Ließ ihn Menschen hassen die ihm völlig unbekannt und wunderbar fremd waren. Diese Wut auf sie alle und sich selbst war seine Einsamkeit.

Er verbarg sie hinter all seinen Masken.

Hinter diesem ganzen Lachen, Lächeln und Ja-sagen. Hinter diesem normalen Leben und dem Rasen mähen am Samstag Vormittag. In all dem war Stille. In dieser Stille existierte er.

In der nahen Ferne schimmerten lautlos blaue nervöse Lichter durch die Nacht. Sie steuerten auf seinen Wagen zu. Seine Augen blinzeln ein letztes, kurzes Mal zum Mond, durch den Wagen, seine Hände und auf das große Messer im Fußraum vor dem Beifahrersitz. Es war unbefleckt.

Er zitterte erbärmlich. Oder glaubte zumindest so zu empfinden. Denn in ihm war Ruhe. Die Art Ruhe nach dem Ende des Wutausbruchs der alle Dämonen freigelassen hatte. Die Tür wurde geöffnet. Die Worte und Laute erreichten ihn nicht. Sein leichter Körper, befallen von Schuld und Müdigkeit, solcher die kein Leben mehr zu halten vermag, rutschte hinaus und fiel bleiern auf den feuchten, steinigen Feldweg.

Und in allem was Menschen tun, erzählen sie wer sie sind.



Lieber da.

Sébastien durchquerte den Park, gemütlich, denn er hatte noch genug Zeit, es war mit den Jahren seine Art geworden, zu früh anzukommen. Lieber wartete er etwas auf seine Freunde, als dass er sie warten ließ. Auch wenn ihm das Warten Angst machte. Er war lieber da als nicht da.

Er ging mit dem Sack aus altem Tuch unter den blühenden Bäumen hindurch, die er so mochte, weil sie steinalt und doch immer jung waren, hin zu ihrem Platz. Er war wie immer der Erste. Seit Jahren trafen sie sich hier zum Boulespiel, das eigentlich Pétanque hieß, und seit Jahren war er der Erste, der sich hier am Sand einfand. Er setzte sich auf die alte Holzbank und holte die Kugeln heraus, um sie zu polieren. Das war sein Ritual, sein Ding. Vor dem Spielen mussten die Metallkugeln poliert werden. Er konnte sich an kein Spiel erinnern, bei dem unpolierte Kugeln einen Nachteil bedeutet hätten, aber sie brachten Pech. Also polierte er sie jedes Mal mit aller Sorgfalt. Er war ja

ohnehin der Erste und es würde ihm einen unfassbaren

Vorteil verschaffen, dessen war er sich sicher. Und es war schnell getan.

Die Bäume warfen schon Schatten, es war Nachmittag. Und Sébastien wartete. Ein leichter Wind, nicht mehr als eine angenehme Brise wehte ihm durch sein ergrautes Haar. Sie würde dem Spiel gut tun, wenn sie nicht stärker würde, aber sie würden aufpassen müssen, nicht gegen den Wind zu spielen. Die kleinen Vögel flogen auch mit dem Luftzug und er trug ihre Lieder über die Wege zum Sandplatz. Jetzt war eine gute Zeit, um zu spielen.

Der Mann stand auf. Immer nur auf Bänken zu sitzen, trug nichts bei, die Zeit verstreichen zu lassen. Irgendetwas musste man ja tun mit all den Momenten. Auf und ab gehen. Sie ließen sich heute Zeit. Das taten sie immer. Er war stets zu früh, die anderen stets zu spät. Er könnte eine Zigarette rauchen, ganz ruhig, vielleicht zwei, das würde die Zeit verjagen. Aber das Rauchen hatte er schon lange aufgegeben. Grundlos. Es blieb ihm also nichts anderes zu tun übrig, als weiter zu gehen und den Schatten beim Wachsen zuzusehen.

Vielleicht hatte er sich in der Zeit geirrt. War schon wieder eine Zeitumstellung gewesen, die er verpasst hatte?

Nein, die Kirchturmuhre gab ihm recht. Er war im Recht, aber

da war er allein. Er polierte seine Kugeln noch einmal.

Sein altes Gesicht spiegelte sich darin. Die Zeit war augenscheinlich nicht stehen geblieben. Hatte er einen Hinweis auf eine Absage verpasst? Bestimmt nicht, so etwas hätte er in seinen Kalender eingetragen.

Es war still. Die Kinder auf der Wiese hatten aufgehört, zu schreien. Sébastien sah, wie sie ihre Jacken, die sie als Fußballtore benutzt hatten, anzogen, einer spielte sich noch mit dem Ball. Sie würden wohl gemeinsam heimgehen. Auch die Vögel waren verstummt, ihm schien auch der Wind stärker geworden zu sein, unfreundlicher, kälter. Jetzt war nur noch er übergeblieben. Was würde er jetzt tun? Ein paar Würfe zur Übung machen. Aber was sollte das bringen? Er war nicht mehr der Erste, jetzt er war der Letzte.

Zusammenpacken wollte er nicht. Er konnte nicht gehen, es war ja nicht gesagt, dass die anderen nicht doch noch kämen, auch wenn es von Moment zu Moment unwahrscheinlicher erschien. Aber bis jetzt waren sie immer noch gekommen.

Wenn er jetzt gehen würde, würde er sie verpassen. Und dann würden sie auf ihn warten. Dieser Gedanke trug potentielle Kopfschmerzen mit sich. Er durfte also nicht gehen, seine Freunde nicht aufgeben. Überhaupt sollte er sich wohl nicht weit weg begeben. Er setzte sich auf die Holzbank. Hier würde er bleiben und warten. Die Holzbank im Park war schon

immer das Gefängnis für den vermeintlichen Rest gewesen.

Er würde sitzen bleiben, das wusste er jetzt. Sonst würde ihn die verpasste Chance irgendwann einholen. Er würde sitzen bleiben, bis er verschwinden würde. Für immer. Bis nichts mehr übrig blieb. Dann erst würden sie mit Sicherheit kommen. Zwickmühle. Das Warten machte Sébastien Angst. Doch er war lieber da als nicht da.

Ob er schon lange warte, fragten sie.

Nein, gerade erst angekommen.

Copyright.

© Liegt bei den jeweiligen Verfassern der Texte.

Das kopieren, veröffentlichen, drucken, umschreiben, oder/und verwenden der Texte, ist nur den jeweiligen Autoren/Verfassern gestattet.

Schluß-Worte.

*Ich bedanke mich nochmal ganz herzlich bei allen die mitgewirkt haben,
ihr habt dieses buch wieder zu dem gemacht was es ist,
und gezeigt, daß man zusammen großes schaffen kann;
vielen dank dafür.*

*..anlässlich des datums, wünsche ich euch, die ihr mitgewirkt habt,
als auch den lesern, ein frohes, besinnliches, und von liebe erfülltes weihnachtsfest,
natürlich auch einen guten rutsch;*

*ganz liebe grüße,
und stellvertretend für alle,
vielen dank fürs lesen,*

- ben.